

WIR HATTEN EIN NORMALES LEBEN UKRAINE 2006-2023

**Fünf Interviews
mit Menschen aus der Ukraine**



Die vollständigen Interviews aus der Ausstellung in der
Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung



Ludmilla Fomina

geb. 1961 in Suojärvi (Karelien)

Ausbildung: Wirtschaftsstudium

Beruf: Yoga-Lehrerin

aus Charkiw am 9. April 2022

nach Deutschland gekommen

„Ich bin in der Sowjetunion geboren“

So wollte es die Verwaltung

Gestern habe ich mit meiner neunjährigen Enkelin zwei Stunden per Videoanruf gesprochen. Das war sehr schön. Sie lebt wieder in Charkiw. Sie hat mir auch einen kleinen Film geschickt: Ich sehe, wie sie mit anderen Kindern bastelt und Freude hat. Es ist ein gemütlicher Raum mit Keksen und Tee auf dem Tisch. Ringsherum Kinder, die Kugeln rollen und sie zu Weihnachtsbäumen zusammenkleben. Sie haben dafür einen kleinen Raum im Bunker abgeteilt.

Ich selbst bin in Suojärvi geboren, das ist in der Nähe der finnischen Grenze. Dort gibt es eine wunderschöne Landschaft. Die Gegend, in der ich aufgewachsen bin, ist umgeben von dunklen Wäldern und herrlichen Seen. Unsere kleine Familie, ich hatte noch einen größeren Bruder, ist oft umgezogen, weil mein Vater als Direktor immer größere Fabriken übernommen hatte. Später habe ich in Leningrad Ökonomie studiert. Ich bin Ökonomin, habe aber im Laufe meines Lebens noch andere Berufe gehabt. Ich war Immobilienmaklerin und vor allem Yoga-Lehrerin in Charkiw. Während der Corona-Pandemie habe ich als Schneiderin gearbeitet. Ich habe immer gern genäht und so Arbeit gefunden. Mit achtzehn bekam ich mein erstes Kind. Sie ist in Leningrad geboren, dem heutigen St. Petersburg, und mittlerweile 42 Jahre alt. Nach dem Studium bin ich zum Arbeiten nach Belarus gezogen. So wollte es die Verwaltung. Zwei Jahre habe ich dort gearbeitet. Bei einer Wanderung im Kaukasus habe ich meinen späteren Mann kennengelernt. Er kam aus Charkiw. Wir sind in seine Heimatstadt gezogen und hier bekam ich meinen Sohn. Er ist heute 36 Jahre alt.

Warum musste es zum Krieg kommen?

Für mich waren die Länder der Sowjetunion so, wie die sechzehn Bundesländer in Deutschland. Ich habe verschiedene Verwandte in Russland und in der Ukraine und niemand versteht, warum all das geschehen ist. Warum musste es zum Krieg kommen? Meine Tochter ist russisch und mein Sohn ukrainisch. Das, was jetzt passiert, kann ich nicht verstehen. Es ist sehr traurig.

Als der Krieg begann, lebte meine Tochter mit ihrer Familie in Kyjiw. Mein Sohn lebte bei mir in der Wohnung in Charkiw, weil er sich mit seiner Frau gestritten hatte. Wir haben in den Nachrichten gesehen, dass Krieg ist und wussten nicht, was wir machen sollten. Viele Leute haben angerufen und alle waren ganz aufgeregt. Im Internet haben wir nach Antworten gesucht. Mein Sohn hatte große Angst um seine Tochter, die mit ihrer Mutter in einer Wohnung am Stadtrand wohnte. Da fielen die meisten Bomben.

Nach ein oder zwei Tagen würde das alles beendet sein

Wir sind dann zusammen zu meiner Schwiegertochter gefahren. Das Haus, in dem sie lebte, war neun Etagen hoch. Unten gab es ein großes Untergeschoss mit einer Turnhalle, einem Friseur, Werkstätten. Hier war es warm, hier gab es Licht und viel Raum. Für den Fall, dass oben eine Bombe einschlug, würden vielleicht drei bis vier Etagen abbrennen, aber bis zu uns herunter in den Keller würde der Einschlag nicht kommen.

In diesem Untergeschoss haben sich viele Leute und sehr viele Kinder in Sicherheit gebracht. Die Erwachsenen waren vollkommen ratlos, die Kinder fanden es spannend, mit so vielen Kindern zusammen zu sein und zu spielen. Während wir hier unten lebten, hörten wir oben dumpfe Einschlaggeräusche. Sobald es ein oder zwei Stunden leise war, sind wir schnell nach oben gelaufen und haben etwas besorgt: eilig Essen gekocht oder eingekauft. Milch, Brot und die wichtigsten Lebensmittel konnte man in kleinen Geschäften kaufen.

Wir dachten, nach ein oder zwei Tagen würde das alles beendet sein. Nach fünf Tagen beschloss meine Schwiegertochter, mit meiner Enkelin nach Polen zu fliehen. So viele Gebäude lagen da schon in Ruinen.

Die „Zwei-Wände-Herrschaft“

Im März ist auch meine Tochter mit ihrer Tochter aus Kyjiw nach Deutschland geflohen. Ich blieb in Charkiw bei meinem Sohn. Er hat Epilepsie und ich hatte Angst, ihn allein zu lassen. Wir zogen zurück in die Wohnung im Zentrum. Am Anfang versteckten wir uns bei Alarm

im Keller, später vertrauten wir auf die „Zwei-Wände-Herrschaft“. Das heißt: Bei Alarm, den es andauernd gab, ging man dorthin, wo einen mindestens zwei Wände von draußen trennen. Bei Explosionen gingen häufig Fenster kaputt und splitterten in Wohnungen. Sicherer war man dort, wo mindestens zwei Wände dazwischenlagen. Das wussten auch die Kinder. In die Flure haben wir Schlafmatratzen gelegt und dort geschlafen.

Am 9. April saßen wir beim Essen, als in unserem Hof eine Bombe explodierte. Es ist für mich eine sehr schwere Erinnerung, an die ich nur ungern denke. Es war schrecklich. In dem Hof gab es immer viele Spaziergänger und spielende Kinder. Die Bombe hat alles verwüstet. Es gab sehr viele Opfer.

Mein Ex-Mann hat daraufhin gesagt, er kümmere sich um unseren Sohn und ich solle Charkiw verlassen. Ich bin mit dem Zug Richtung Deutschland gefahren, wo meine Tochter mittlerweile lebte. Sie sagte, sie würde einen Platz für mich finden.

Deutschland schien mir ein guter Zufluchtsort zu sein

Meine Vorstellung von Deutschland? In der Schule hatte ich einige Jahre Deutsch gelernt und ich kenne daher einige deutsche Lieder und Redewendungen. Eine ukrainische Freundin war in den 1990er Jahren nach Deutschland emigriert. Sie ist Jüdin und das, was sie mir schrieb, war sehr schön: In meinem Kopf war das Bild von Blumenkästen an Balkonen. Deutschland schien mir ein guter Zufluchtsort zu sein.

Der Zug war sehr voll. In einem Abteil, in dem normalerweise vier Menschen Platz hatten, waren etwa zwölf Menschen. Sie saßen, lagen und standen überall herum. Koffer und Kinderwagen mussten auf dem Bahnsteig bleiben. Wenn der Zug losfuhr, war der Bahnsteig voll mit vielen Dingen.

Bis Lwiw waren es 24 Stunden Zugfahrt. Dort stieg ich aus und fuhr mit dem Bus weiter nach Polen. In Polen wurden wir in unterschiedliche Richtungen aufgeteilt. Ich fuhr weiter nach Potsdam. Insgesamt war ich drei Tage unterwegs.

Ein Platz in der Nachbarschaft

Meine Tochter hatte in der Zwischenzeit einen Platz für mich in ihrer Nachbarschaft gefunden. Ich hatte Glück. Ein Ehepaar, das so alt ist wie ich, hat ein großes Haus. Sie haben sechs Kinder und viele Enkelkinder, aber keiner lebt mehr zuhause. Sie gaben mir ein Zimmer. Es ist sehr schön hier. Manchmal kochen wir zusammen. Manchmal sehen wir abends zusammen fern und trinken ein Bier. Manchmal nähen meine Gastgeberin und ich zusammen und ich kann ihr ein paar Tipps geben. Sie sprechen sehr viel mit mir und so lerne ich gut die Sprache.

Ich kümmere mich um ihren Garten. Wenn ich nach dem Deutschunterricht nach Hause komme, habe ich viel Freizeit und nutze sie, um aufzuräumen und zu putzen. Ich bin für die Unterkunft sehr dankbar. Und sie bedanken sich auch bei mir für meine Haushaltshilfe. Wir haben eine Vereinbarung: Wenn es für sie nicht mehr passt, sagen sie mir drei bis vier Monate vorher Bescheid.

Mir gefällt es sehr in Deutschland. Ich möchte gerne bleiben.

In der Ukraine habe ich in den vergangenen zwanzig Jahren als Yoga-Lehrerin gearbeitet. Zunächst hatte ich Yoga als Hobby, dann wurde es mein Beruf. In der Ukraine habe ich Yoga mit Senioren gemacht und damit würde ich auch gerne hier meinen Lebensunterhalt verdienen. Im „Treffpunkt Freizeit“ in Potsdam kann ich drei Monate kostenlos Yoga für Senioren anbieten und sehen, ob es passt. Doch ich denke, dass man von Yoga-Unterricht wahrscheinlich nicht leben kann. Ich habe noch eine andere Idee. Es macht mir Vergnügen, mit Kindern zusammen zu sein und ich könnte mir vorstellen, als Schulhelferin zu arbeiten. Aber dazu muss mein Deutsch noch ein bisschen besser werden.

Ich werde erst einmal hierbleiben

Meine Schwiegertochter ist mit meiner Enkelin wieder nach Charkiw zurückgegangen. Es hat ihr in Polen nicht gefallen. Ich habe Angst um sie, aber was kann ich machen? Meine Enkelin geht nicht in die Schule, sondern besucht Online-Unterricht. Manchmal gibt es schöne Bastelangebote im Bunker, wo sich die Kinder treffen und zusammen sein

können. Doch ich bin auch sehr froh: Alle in meiner Familie sind gesund und leben. Alles andere ist kein Problem.

Ich werde erst einmal hierbleiben und kann mir eine Zukunft in Deutschland vorstellen. Während meines Lebens habe ich schon an vielen Orten und in vielen Wohnungen gelebt. Für mich ist es nicht wichtig, wo ich lebe. Was zählt ist, mit wem ich lebe.



Maryna Skutnitska

geb. 1981 in Tscherkassy
Beruf: Personalmanagerin
aus Kyjiw am 10. März 2022
nach Deutschland gekommen

„Meine Seele ist noch immer in der Ukraine“

Wir leben mittlerweile alle außerhalb

Aufgewachsen bin ich im Herzen der Ukraine, da wo das Land am fruchtbarsten ist: im Bezirk Tscherkassy. Wir haben immer Witze gemacht: Die schnellen Autos kommen aus Deutschland, die perfekten Uhren aus der Schweiz und die schönsten Mädchen aus Tscherkassy. Meine Mutter hat sechs Kinder großgezogen, fünf Mädchen und einen Jungen. Wir lebten in einem Haus zusammen mit meinem Stiefvater. Mein Bruder lebt heute noch bei meinen Eltern. Er darf ohnehin bis zum 60. Geburtstag das Land nicht verlassen. Wir Mädchen leben mittlerweile alle in verschiedenen Ländern außerhalb der Ukraine.

Ich bin die Jüngste. Bei uns zuhause war es wie in einer Mini-Militärgruppe: Jeder hatte seine Aufgaben zu erledigen. Gemüse wurde angebaut, es gab eine Ziege, Enten und Hühner, Schweine. Es war ein anderes Leben, als es heute meine Tochter erlebt.

Zeit, erwachsen zu werden

Nach meinem Schulabschluss träumte ich davon, in der Stadt „Internationale Beziehungen“ zu studieren. Doch dann hatte ich mit meiner Bewerbung Pech und bekam eine Absage. Da hat meine große Schwester gesagt, ich solle meine Zeit nicht zuhause verschwenden und warten, und lud mich zu sich in die Westukraine ein. Meine große Schwester ist bis heute mein Vorbild. Sie hat Medizin studiert und als Ärztin gearbeitet. Weil die Aussichten nicht gut für sie waren, ging sie nach Israel und hat dort als Putzfrau gearbeitet. Bis sie genug Geld und Sprachkenntnisse hatte, um ein zweites Mal Medizin zu studieren.

In Ternopil habe ich in einem Fotostudio gearbeitet. Es war eine sehr aufregende Zeit. Mein Chef hatte viele Kontakte in die Künstlerszene und irgendwann hatte ich das Angebot, Musiker aus Russland und der Ukraine nach Japan zu begleiten. Ich war Managerin und Organisatorin für sie. Mein Englisch war sehr gut und das hat mir geholfen. Ich pen-

delte sechs Jahre zwischen der Ukraine und Japan, bis es zu schwierig wurde, ein Arbeitsvisum für Japan zu bekommen.

Als ich zurückkam, war es an der Zeit, erwachsen zu werden und ich ging nach Kyjiw. Ab und zu besuchte ich eine türkische Freundin in ihrer Heimat. Bei ihr habe ich den Vater meiner Tochter kennengelernt. Für mich war sie ein Wunschkind. Er war noch nicht so weit. Acht Monate haben wir zu dritt zusammengelebt. Dann trennten wir uns. Als kleines Mädchen hat meine Tochter viel bei meiner Mutter auf dem Land gelebt. Später nahm ich sie mit nach Kyjiw. Dort arbeitete ich mittlerweile als Personalmanagerin.

Es ist schwer zu akzeptieren

2018 begann ich als Administratorin in einem großen Markt zu arbeiten. Ich hatte Schichtdienst. Meist habe ich von zehn Uhr abends bis zehn Uhr morgens gearbeitet. Ich erinnere mich noch ganz genau an den 24. Februar 2022. Ich lag in der Nacht im Bett und war auf Facebook unterwegs. Da hörte ich, dass jemand die Wohnungstür öffnete und hereinkam. Es war unser Vermieter. Er kam normalerweise nie, ohne anzuklopfen.

„Weißt du nicht, was passiert ist?“, fragte er. Wir gingen leise in die Küche und machten die Nachrichten an. Da begannen auch schon die Sirenen zu heulen. Es war ein totaler Schock für mich. Wir sind alle erwachsen, aber es ist schwer zu akzeptieren, dass Krieg ist. Ich kann es nach neun Monaten immer noch nicht glauben.

Am Morgen haben alle versucht herauszufinden, was wir jetzt tun müssen. Ich ging nicht mehr arbeiten, denn ich konnte meine Tochter ja nicht in der Wohnung allein lassen. Am zweiten Tag fiel der Teil einer Rakete auf unser Nachbarhaus. Es gab eine riesige Explosion und alle Räume waren in tiefes orangerotes Licht getaucht. Meine Tochter hatte solche Angst! Sie hat versucht, sich unter dem Bett zu verstecken. Ich dachte, das ist jetzt das Ende. Ich habe meine Tochter genommen und bin rausgerannt. Von meiner Schwester aus Israel wusste ich, dass man drinnen eine Chance von fünfzig-fünfzig hat, zu überleben. Draußen sind es neunzig-zehn.

Alle versuchten zu fliehen

Ich packte einen Notfallrucksack mit allem, was wichtig war: Kerzen, Streichhölzer, Wasser, Fertiggerichte und acht Messer. Ich weiß bis heute nicht, was ich mit den acht Messern vorhatte. Wir schliefen in Schuhen und Mänteln.

Von meinem Fenster aus beobachtete ich, wie ukrainische Männer nach „Verrätern“ suchten. Verdächtige haben sie mit Seilen an Bäume gefesselt. Es gab ein unglaubliches Misstrauen und gleichzeitig einen unglaublichen Zusammenhalt. Salz, Spaghetti, Öl, alles Essen war sehr schnell ausverkauft und vor den Bäckern standen riesige Warteschlangen. Alles, was wir hatten, haben wir geteilt. Wir verstanden, dass wir alle in einer furchtbaren Situation waren. Nach vier Tagen sind wir bei fremden Menschen in einer Wohnung untergekommen, die näher an einem Bunker lag. Wir haben uns umeinander gekümmert. Die Leute hatten zum Beispiel zwei Katzen und wir überlegten alle, wie wir an Futter für sie kommen.

Dann hat meine Schwester von einer Möglichkeit erfahren, mit dem Auto zu meinen Eltern zu kommen. Wir fuhren zu fünft und in dem Auto war nicht viel Platz. Ich habe fast alles zuhause gelassen und nur die wichtigsten Dokumente mitgenommen. Die Straße nach Tscherkassy war voller Autos. Alle versuchten, zu fliehen. Bei meinen Eltern haben wir dann am Küchentisch gesessen und überlegt, was wir machen können. Ich erinnere mich an Zeiten bei meinen Eltern, da wurde rund um die Uhr über Politik gestritten. Jetzt war es leise. Wir fragten uns: Wohin sollen wir gehen? Was wird aus meinen Eltern? Was aus unseren Freunden? Was aus dem Land? Und unserem Haus?

„Komm nach Berlin.“

Meine Gefühle waren völlig gespalten: Auf der einen Seite konnte ich dieses Land, das meines ist, nicht verlassen. Gerade jetzt, wo es in so großer Not war. Ich hatte auf einmal eine solche Liebe zu meinem Land. Auf der anderen Seite musste es weitergehen. Und ich wollte meine Tochter in Sicherheit wissen. Dann ging alles sehr schnell. Meine Schwester und ich bestiegen mit unseren Töchtern den Zug gen Westen. Bis

auf 150 Dollar ließ ich alles Geld zurück. Einen Teil hatte ich schon der Familie in Kyjiw gegeben, den Rest bekamen meine Eltern.

Meine Schwester wollte in die Niederlande gehen, wo ihr Mann arbeitet. Ich überlegte noch. Die Japaner hatten mir geschrieben und luden mich ein. Doch das war zu weit weg. Ich entschied mich für das Angebot eines ukrainischen Freundes: „Komm nach Berlin.“ Meine Mutter wurde während des Zweiten Weltkrieges hier geboren und ich dachte für mich: Vielleicht muss ich den Familienzirkel schließen und in diese Stadt gehen.

Auf meine vierzehnjährige Tochter wirkte das Ganze wie eine Art Abenteuer. Sie war nicht dazu bereit, das Land zu verlassen und ist es bis heute nicht. Sie möchte gern zurück und fühlt sich in ihrer neuen Schule nicht wohl. Noch immer nimmt sie am ukrainischen Unterricht teil. Sie bekommt die Aufgaben online. Die Lehrerin meiner Tochter ist sehr engagiert. Sie macht alles möglich, um die Lerngruppe aufrecht zu erhalten und ist sehr loyal zu den Kindern.

In Szczecin trennten sich die Wege

Auf dem Bahnsteig war ein großes Gedrängel. Der Zug war proppenvoll. An den Bahnhöfen, an denen wir hielten, kamen Leute zu den Zügen und brachten uns Wasser, Essen und Obst. Wir trafen auf zwei alte Frauen, um die wir uns kümmerten. In Lwiw stiegen wir aus. Zwei Tage haben wir überlegt, wie wir über die polnische Grenze kommen. In der Grenzstadt Przemysl warteten wir schließlich elf Stunden, bis wir über die Grenze kamen. Auf der anderen Seite empfingen uns freiwillige Helfer. Für Ukrainer gab es hier alles umsonst: Essen, Getränke, Hygieneartikel, Futter für Tiere. Die Helfer zeigten uns den Weg, je nachdem, wohin wir wollten.

Die zwei alten Frauen fürchteten sich so. Wir haben versucht, sie zu beruhigen. „Bleibt ruhig und liebt die Ukraine!“ Die eine Frau wollte in Polen bleiben und wir haben Leute gesucht, die denselben Weg hatten und sie sozusagen von unserer Hand in deren Hände gegeben. Die andere Frau fuhr mit uns bis Berlin.

In Szczecin trennten sich die Wege von uns Schwestern: Meine Schwester fuhr weiter in die Niederlande und wir nach Berlin. Dort sind wir gegen Mittag am Hauptbahnhof angekommen.

Keine Panik!

Wir haben meinen ukrainischen Bekannten getroffen, aber er hatte noch viel zu tun. In der Zwischenzeit habe ich herausgefunden, wo es Essen für Ukrainer gab, wo die Toiletten waren und wo es einen Treffpunkt gab. Kurzerhand habe ich eine orangene Jacke genommen und mitgeholfen, die Leute zu verteilen. Zwei Tage lang war ich am Hauptbahnhof unterwegs, wurde nicht müde und bin bis heute überrascht, was man für Reserven in sich trägt, wenn es zum Notfall kommt.

Mein Helfer suchte in der Zwischenzeit eine Unterkunft für uns. Es gab einige Gastgeber. Und es gab viele ukrainische Gesichter, die alle fragend schauten, was passieren würde. Ich dachte mir: Ich habe Plan A, Plan B – bis zum Ende des Alphabets. Keine Panik! Darüber, was kommen wird, kannst du dir später Gedanken machen.

Es war ein fürchterliches Gefühl, von Fremden begutachtet zu werden. Die ersten Gastgeber suchten jemanden mit Katze. Die hatten wir nicht. Zum ersten Mal bereute ich, keine Katze zu haben. Dann lernten wir die Gastgeber kennen, bei denen wir bis heute wohnen. Sie haben einen Riesenschnauzer, der keine Katzen mag. Was für ein Glück!

Meine Seele und mein Herz sind noch immer dort

Wir stiegen in einen Kleinbus. Aus dem Fenster sah ich, dass alles ruhig und leise war. Aus Kyjiw war ich viel lautere Töne gewöhnt. Ich überlegte: Was würde nun mit uns geschehen? Bisher war ich immer sehr selbstständig gewesen, hatte viel gearbeitet und war sozial sehr aktiv. Was würde ich nun tun? Tage voller Leere lagen vor mir.

Die Gastgeber haben uns in ihrem Haus sehr verständnisvoll empfangen: Sie erklärten uns, dass sie vielleicht auch einmal fliehen müssten wie wir: „Ihr seid für uns nicht einfach ukrainische Flüchtlinge. Du und deine Tochter sind für uns keine Fremden.“ Wir zogen in die Einliegerwohnung, die früher einmal den Großeltern gehört hatte. In dem Ort waren alle sehr herzlich zu uns und halfen, wo sie konnten. Doch ich verstand oft nicht, was um uns herum geschah. Ich begann, Deutsch zu lernen. Es war das dritte Mal, dass ich eine fremde Sprache lernte. Doch diesmal schien sich die Freude, mit der ich früher eine fremde Sprache gelernt hatte, in Luft aufgelöst zu haben. Musste ich echt noch

mal von vorne beginnen? Wie oft würde das so sein? Mein Leben lang? Es war wie bei einem Auto, das kein Benzin mehr hat und das man versucht, anzuschieben. Ich komme mir vor, als wäre ich zwischen meinem Sarg und dem Himmel stecken geblieben. Der Sarg ist in der Ukraine. Meine Seele und mein Herz sind noch immer dort.

Zeigen, dass wir starke Frauen sind

Wir leben in ständigem Kontakt mit unserer Familie. Meine Mutter strahlt, wenn wir telefonieren. Meine Schwestern und ich wollen unserer Mutter zeigen, dass wir starke Frauen sind. Niemand kann uns verletzen. Es ist etwas, das unsere Mutter uns vom ersten Tag an gelehrt hat: Wir geben nicht auf! Und bis zum letzten Tag wollen wir das unseren Eltern zeigen.

Manchmal frage ich mich, was ich mache, wenn der Krieg zu Ende ist. In der Ukraine gibt es ein Sprichwort: Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, teile ihm deine Pläne mit. Ich könnte mir vorstellen, hier in Deutschland alten Leuten oder Migranten zu helfen. Mein Wunsch wäre es, als Sozialarbeiterin zu arbeiten.

Wenn wir in Friedenszeiten gekommen wären, hätte ich Deutschland sicherlich ganz anders wahrgenommen. Jetzt fühle ich mich gefangen. Ich bin unter ständigem Stress. Jeden Tag gibt es schlechte Nachrichten, jeden Tag gehe ich durch diesen Schmerz. Ich fühle mich gefangen zwischen der Erwartung, dass wir uns integrieren und dass meine Tochter in der deutschen Schule ankommt, und meiner Seele und meinem Herzen, die nicht loslassen können, weil unser Land in Not ist.



Meisam Dehghani

geb. 1984 im Iran

Ausbildung: Englischstudium

Beruf: Übersetzer

aus Kyjiw am 5. März 2022

nach Deutschland gekommen

„Mein Kind soll nicht im Krieg aufwachsen“

Besser, in die Ukraine zu gehen

An dem Tag, an dem ich geboren wurde, wurde das Krankenhaus attackiert, in dem meine Mutter lag. Natürlich kenne ich das nur aus Erzählungen meiner Mutter. Aber alle meine Kindheitserinnerungen handeln über den Krieg. In unserer Straße gab es viele Luftschutzbunker, in die wir rannten, wenn die Sirenen heulten. Einmal sind wir wieder in einen Luftschutzbunker geeilt. Meine Mutter und ich rannten. Aber mein Vater hat einer alten Frau geholfen. Und ich weiß noch, wie meine Mutter laut und unbändig geschrien hat: „Komm! Komm! Komm!“ Unser Dorf liegt nur etwa fünf Kilometer von der Stadt Shiraz entfernt. Wir hörten die Bomben in der Stadt explodieren. Die Bombeneinschläge habe ich noch heute im Ohr. Und ich habe das Bild im Kopf von Unmengen von Soldaten, die in unserer Straße herumrannten.

Als der Krieg in der Ukraine begann, war für mich klar: Ich will nicht, dass mein fünfjähriger Sohn später einmal auf die Frage nach seiner Kindheit antwortet: Es sind die russischen Angriffe, an die ich denke. Das Leben im Iran ist schwierig. Mein Vater produziert Pistazien, meine Mutter ist Lehrerin. Ich habe den Iran früh verlassen. Es kam mir wie ein einziges großes Gefängnis vor. Auf Facebook hatte ich gesehen, dass es viel mehr auf der Welt gibt. Ein Freund war nach Moskau gegangen und postete von dort Bilder. Das faszinierte mich und ich ging auch nach Moskau. Dort war ich vielleicht drei Monate. In Moskau sagten viele, dass es besser sei, in die Ukraine zu gehen. Es sei billiger und europäischer. So kam ich 2008 in das Land, dessen Staatsbürger ich heute bin.

In Kyjiw studierte ich zunächst Russisch und jobbte auf einer Kartbahn. Nach einem Jahr begann ich mit einem Elektronikstudium an der Universität. Später wechselte ich zu englischer Philologie, deren Bachelor-Abschluss ich auch habe.

„Wach auf, Russland ist einmarschiert“

In der Ukraine habe ich zuletzt für ein Casino gearbeitet. Ich übersetzte vor allem Texte für das Online-Portal ins Persische und Arabische. Am 22. Februar 2022 hatte ich nachts Dienst in einem Casino. Es gab schon das Gerücht im Casino, dass der Krieg heute oder morgen starten könnte. Als ich früh um halb sieben die Tür abschloss, um nach Hause zu gehen, wusste ich, dass bald etwas passieren würde.

In Kyjiw lebten wir in einem Wohnblock, in dem auch mein Schwager und seine Familie wohnten. Ich sagte zu ihnen, dass der Krieg bald begänne, aber für sie war das nur Propaganda. In der Nacht vom 24. Februar lief ich immer wieder nach draußen und ging durch die Straßen. Es war nichts zu erkennen und schließlich ging ich in unsere Wohnung und schlief ein. Um sechs Uhr weckte mich meine Frau.

„Wach auf, Russland ist einmarschiert“, sagte sie.

Ich antwortete ihr: „Okay, mache dir keine Gedanken, wir verlassen Kyjiw.“ Wir hatten schon ein oder zwei Wochen unsere Koffer und einen Rucksack mit allem, was wir brauchten, gepackt. Als der Krieg begann, waren wir bereit. Für mich war das kein Schock. Ich komme aus dem Iran und weiß, was Krieg ist.

Würden Panzer aus dem Westen kommen?

Mit der Familie meines Schwagers sind wir dann in zwei Autos Richtung Kirowohrad gefahren. Dort wohnt meine Schwiegermutter. Die Straße dorthin ist sehr groß, aber für den Weg in das Zentrum der Ukraine, der unter normalen Umständen zwei Stunden dauert, brauchten wir sechs oder sieben Stunden. Überall waren Massen an Autos und alle paar Kilometer mussten wir anhalten und wurden von der Miliz kontrolliert.

Bei meiner Schwiegermutter haben wir beschlossen, weiter an die Grenze zu Polen zu fahren. Meine Schwiegermutter kommt von dort. Sie sprechen hier eine Mischung aus Polnisch und Ukrainisch. Wir sind dann in den sehr kleinen und ruhigen Ort am Wasser mitten in eine Art Urwald gefahren. Wenn die Russen die ganze Ukraine besetzen würden, würden sie diesen kleinen Ort sicherlich nicht finden, dachte ich mir.

Von dort aus haben wir die Entwicklung beobachtet: meine Schwiegermutter, mein Schwager, seine Familie, meine Frau, mein kleiner Sohn und ich. Das Haus war groß mit vier Räumen und einem großen Kachelofen. Im Ort lief die Miliz überall herum und hat alles kontrolliert. Für mich als Ausländer war es nicht einfach. Es war Krieg und die Menschen hatten Angst. Meine dunklere Haut und die schwarzen Haare machten einige misstrauisch. „Warum sprichst du Russisch?“, fragten sie. Sie fürchteten, dass ich aus Tschetschenien sein könnte.

Wir waren unsicher, wie sich die Situation an der polnischen Grenze entwickeln würde und wussten nicht, was der nächste Tag bringt. Würden die Grenzen geschlossen werden oder Panzer aus dem Westen über die polnische Grenze kommen? Ich überlegte, ob ich nicht nach Lwiw fahren und versuchen sollte, von der Stadt eine Waffe zu bekommen, damit wir uns verteidigen könnten.

Nach zwei Wochen entschlossen wir uns, uns zu trennen. Unsere kleine Familie wollte versuchen, über die Grenze nach Deutschland zu kommen und die anderen würden vorerst in der Ukraine bleiben. Sie blieben dann noch ein oder zwei Monate in dem Dorf und fuhren dann zurück ins Zentrum der Ukraine.

So kamen wir nach Caputh

Wir nahmen den Zug nach Berlin und kamen am Hauptbahnhof an. Dort stiegen wir drei mit unserem Gepäck aus. Es war überall sehr voll. Freiwillige Helfer versuchten, die Massen zu organisieren. So viele freiwillige Helfer habe ich vorher niemals gesehen. Eine junge Helferin zeigte uns den Weg zu einer Unterkunft, die etwa zehn Minuten entfernt lag. In dem Haus lebten viele Leute aus Algerien und Marokko und es war vollkommen chaotisch. Mit unserem kleinen Kind wollten wir hier nicht übernachten.

Wir gingen also zurück zum Hauptbahnhof und bekamen ein Hostel für eine Nacht zugewiesen. Im Laufe der Nacht wurde es dort immer voller. Im Schlafraum gab es viele Betrunkene. Am nächsten Morgen haben wir unsere Sachen wieder gepackt und sind zurück zum Hauptbahnhof gegangen.

Diesmal hatten wir mehr Glück. Eine Freiwillige verwies uns an eine

Frau mit roten Locken und ihre Tochter, die ein Schild trugen, auf dem stand, dass sie jemanden aufnehmen würden, der Englisch oder Deutsch spricht.

Wir drei folgten ihnen zu ihrem Auto und sie machten uns begreiflich, dass sie nicht in Berlin wohnten, sondern wir 40 Minuten fahren würden. Auf beiden Seiten waren wir uns fremd, heute ist uns diese Familie sehr vertraut. Damals wollten wir nur eine Dusche und einen Schlafplatz. So kamen wir nach Caputh.

In der ersten Nacht waren wir sehr erschöpft und erst einmal froh, einen ruhigen Platz für uns gefunden zu haben. Bald lernten wir unsere Umgebung kennen und vor allem viele Leute, die uns wirklich geholfen haben.

Das Ende eines Krieges ist schrecklich

Wie ich unsere Zukunft sehe? Ich kann nur sagen, was ich hoffe. Wir dachten ja auch nicht, dass sich in der Ukraine alles ändern würde. Meine Hoffnung ist, dass ich hierbleiben kann. Ich wünsche mir einen guten Job mit gutem Gehalt, der mich erfüllt. Aber ich weiß noch nicht, wie er aussehen kann.

Viele Dinge im Leben lassen sich nicht ändern, zum Beispiel Krieg oder wenn jemand stirbt. Die Ukrainer sind unter sehr großem Druck. Die Angst ist groß und manchmal machen sie sich damit noch größere Probleme. Gelegentlich versuche ich, den großen Druck mit einem Witz zu entschärfen. Manche meinen dann, dass ich den Unterschied zwischen Witz und Realität nicht verstehe. Aber ich denke, es ist besser, glücklich zu sein. Auch wenn das Leben ernst, dramatisch und traurig ist.

Meine Familie ist mir das Wichtigste. Per WhatsApp telefoniere ich jeden Tag mit meiner Mutter und meinem Vater im Iran, mein kleiner Sohn ist dann mit dabei und wiederholt, was ich ihm auf Farsi vorsage. Und auch meine Frau telefoniert täglich mit ihrer Familie, ich sehe so regelmäßig meine Schwiegermutter und die Familie meines Schwagers. Der Kontakt zu unseren Verwandten und Freunden in der Ukraine bricht nicht ab. Glücklicherweise ist alles mit meinen Freunden gut.

Wir warten alle darauf, dass der Krieg zu Ende geht. Aber ich weiß, das Ende eines Krieges ist schrecklich. Er hört nicht einfach auf. Mein Onkel wurde damals im Golf-Krieg getötet und kam nicht zurück. Alles war zerstört. Auf den Feldern um unser Dorf herum lagen viele Minen. Zahlreiche Menschen wurden dadurch erst nach dem Krieg getötet. Andere haben bis heute mit den Folgen der chemischen Angriffe von damals zu kämpfen. Es gibt viele Menschen in meiner Heimat, die keine Hände oder Füße mehr haben.



Natascha Zatula

geb. 1982 in Luhansk

Ausbildung: Wirtschaftsstudium

Beruf: Friseurin

aus Chuguiv am 7. März 2022

nach Deutschland gekommen

„Ich hätte nie gedacht, dass es so etwas gibt“

Es gab Gerüchte von einem Krieg

Wenn Sie mich fragen, ob ich vorher schon etwas vom Krieg geahnt habe, kann ich nur den Kopf schütteln. Es gab Gerüchte von einem Krieg. Wir wurden davor gewarnt, aber ich habe bis zum Schluss nicht daran geglaubt. Es schien mir undenkbar, dass es in dieser modernen Welt in unserem Land einen Krieg geben könnte. Am 24. Februar 2022 überraschte uns der Krieg in Chuguiv, einer Kleinstadt in der Nähe von Charkiw, in der mein Mann, unsere Kinder und ich lebten. Die Stadt ist traditionell ein wichtiger Militärstützpunkt der Ukraine. Hier gibt es einen Flughafen und eine Militäarakademie.

Aufgewachsen bin ich in Luhansk. Mit 17 Jahren ging ich nach Charkiw, um Ökonomie zu studieren. Charkiw ist eine sehr große Universitätsstadt. An der Universität lernte ich später auch meinen Mann kennen. Er ist Handwerker und hatte an der Universität etwas repariert. Es war Sommer und ich kam gerade aus einer Vorlesung. Da haben wir uns zum ersten Mal gesehen. Ein Jahr später haben wir geheiratet. Und ein weiteres Jahr später kam unser Sohn auf die Welt.

Nach dem Studium arbeitete ich in einer Bank und später in einem Pfandhaus. Vor sieben Jahren bekamen mein Mann und ich eine kleine Nachzüglerin. Nach ihrer Geburt begann ich noch einmal eine Ausbildung als Friseurin. Ich mag es, Haare zu schneiden, zu färben und zu frisieren. Schon als kleines Mädchen wollte ich Friseurin werden, doch meine Eltern schickten mich zur Universität. Zwei Jahre habe ich in der Ukraine als Friseurin gearbeitet und war sehr glücklich.

Dieser Tag hat alles verändert

Am 24. Februar kam mein Sohn um fünf Uhr morgens in unser Schlafzimmer und sagte, dass Krieg sei. Ich habe es zuerst nicht geglaubt und gesagt, dass es nicht sein kann. Dann gingen wir auf den Balkon und um uns herum waren Explosionen, überall funkelte es und überall schien es zu brennen. Wir wohnten in der Nähe des Flughafens und

es gibt da viele militärische Einrichtungen. Es wurde auch ein Kraftwerk getroffen und es gab keinen Strom mehr. Das Internet fiel aus und es war nicht möglich zu telefonieren. Wir versuchten auch, mit dem Mobilfunk unsere Verwandten und Freunde zu erreichen. Aber es klappte nicht.

Schließlich packten wir unsere Sachen und fuhren zu der Familie meines Mannes, die in Charkiw wohnte.

Selbst jetzt, als der Krieg tatsächlich begonnen hatte, dachten wir, dass er nicht lange andauern würde. Das in einer Woche alles vorbei wäre. Wir packten nur ein paar Dokumente zusammen und ein paar persönliche Dinge und fuhren mit dem Auto los.

Im Radio ertönte ständig Fliegeralarm. In Charkiw haben wir uns mit der Familie meines Schwagers, meiner Schwägerin, die alleinstehend ist, und unserer Familie in der U-Bahn vor den Bombenangriffen versteckt. Wir wollten, dass alle unsere Kinder zusammenbleiben.

In der U-Bahn-Station gab es ganz viele Frauen, Kinder und Familien. Es war ein heilloses Durcheinander. Wir blieben drei Stunden hier unten und entschieden uns dann, Richtung Lwiw zu fliehen. Am Abend des 24. Februars sind wir mit der ganzen Familie in drei Autos nach Lwiw gefahren. Dieser Tag hat alles verändert.

Wohin würden wir gehen?

Als wir am Morgen Chuguiv verlassen und nach Charkiw aufgebrochen waren, haben wir wenige Dinge mitgenommen. Wir dachten, dass wir in drei bis vier Tagen zurück sein würden. Als wir am Abend in Charkiw beschlossen, uns Richtung Lwiw aufzumachen, gab es keine Möglichkeit mehr, noch Sachen in Chuguiv abzuholen. Dort war der Krieg in vollem Gange.

In Lwiw wohnten wir zehn Tage bei Freunden in einem Haus. Die Russen fingen an, auch Lwiw zu bombardieren. Im Vergleich zu dem, was wir in Chuguiv erlebt hatten, wuchs die Angst. Mein Mann setzte mich und die Kinder in einen Bus, der nach Polen fuhr. Er selbst durfte, wie alle Männer im militärpflichtigen Alter unter 60 Jahren, nicht ausreisen.

Ich war verzweifelt. Ich wusste nicht wohin und hatte sehr große Angst. Auf dem ganzen Weg habe ich geweint, ich konnte gar nicht aufhören. Es war sehr schwer. Wohin würden wir gehen? Wo würde ich mich und meine beiden Kinder in diesem Leben wiederfinden?

In Polen gab es viele Freiwillige, die überall halfen. Sie verteilten Lebensmittel und organisierten Abfahrten. Freiwillige kamen auf uns zu und sagten, dass ein Bus aus Deutschland ankommt, der 15 Menschen mitnehmen würde. Also sind wir nach Deutschland gereist. Mit meinem Mann hielten wir mit dem Handy Kontakt.

Alles war anders und neu

Von Deutschland kannte ich nicht viel. Ich habe mir vorgestellt, dass es hier freundliche Menschen gibt. Wir hatten viele Freunde, die in Friedenszeiten nach Deutschland gefahren waren, um hier zu arbeiten. Sie hatten uns erzählt, wie sie hier lebten.

Um Mitternacht kamen wir in einem Ort in Brandenburg an. Der Bus kam aus diesem Ort. Eine Initiative hatte sich zusammengetan und Hilfsgüter zur polnischen Grenzen gefahren und nahm uns mit zurück. Wir wurden bei einer Familie mit zwei kleinen Kindern aufgenommen, die uns sehr geholfen hat. Was auch immer zu tun war, sie haben uns unterstützt.

Zunächst wohnten wir bei ihnen in einem Zimmer mit Dusche und Bad. Nach drei Wochen, fanden sie für uns eine Wohnung und wir zogen um. Die erste Zeit habe ich als sehr schwer in Erinnerung. Ich war fremd, ohne Sprachkenntnisse, allein mit den Kindern und für sie verantwortlich. Aber meine Gastgeberin hat alles für uns getan. Per Handy haben wir kommuniziert: Ich sprach auf Russisch in mein Handy. Wenn die Übersetzung angezeigt wurde, habe ich die Information zu ihr gereicht und umgekehrt.

Die Gastfamilie hat uns versorgt, sie haben endlos Papiere ausgefüllt und uns bei den ersten Wegen begleitet. Sie haben uns alles gezeigt. Denn alles war anders und neu für mich. Schon allein sich in dem riesigen Supermarkt zu orientieren, in dem die Sprache, das Sortiment, die Verpackungen und die Schrift völlig anders waren, war schwierig.

Meine Gastgeberin ist mit mir die ersten paar Male mit in den Supermarkt gegangen und hat mit dem Übersetzungsprogramm des Handys alles erklärt.

Wir haben viele nette Leute in diesem Ort kennengelernt, die geholfen haben und ich bin bis heute sehr dankbar dafür. Mit der Zeit merkte ich, dass es hier noch mehr Ukrainer gibt und daraus haben sich enge Freundschaften entwickelt, die mir sehr wichtig sind. Wir unterstützen uns gegenseitig und unternehmen viel zusammen. Ich schneide vielen die Haare. Zu traditionellen ukrainischen Feiertagen organisieren wir uns, kochen zusammen und haben viel Spaß miteinander.

Friseure schneiden, färben und frisieren ja nicht nur

Nie hätte ich gedacht, dass ich nach einem Dreivierteljahr immer noch hier sein würde. Es hat sich viel verändert in dieser Zeit und ich habe viel Neues kennengelernt. Das Leben mit meinen beiden Kindern haben wir völlig neu organisiert. Im Sommer ist meine Tochter in Deutschland eingeschult worden. Auf dem Schulhof waren viele Familien und viele deutsche, aber auch einige ukrainische Kinder. Alle waren sehr aufgeregt und die Einschulung meiner Tochter hat mich tief berührt. Wieder war da die Frage: Wie würde es weitergehen?

Sie hat hier viele Freundinnen gefunden und geht sehr gerne in die deutsche Schule. Mein Sohn studiert online an der ukrainischen Universität Informatik. Er hat hier eine ukrainische Freundin gefunden. Wie sein Weg weitergeht, kann ich nicht sagen.

Ich besuche einen Integrationskurs und arbeite ab und zu in einem Friseursalon. Am liebsten hätte ich sofort in einem Friseursalon angefangen, doch ich muss erst die Sprache lernen. Friseure schneiden, färben und frisieren ja nicht nur, sie sind häufig auch so eine Art Psychologe. Man hört den Kunden zu und dafür braucht man dieselbe Sprache. Als Friseurin verwöhnt man und ist für andere da. Das gefällt mir, das möchte ich auch in Deutschland können.

Der Krieg hat alle unsere Pläne zunichtegemacht

Wenn Strom da ist, telefoniert mein Mann viel per WhatsApp mit den Kindern. Er ist noch immer in Lwiw und hat dort keine Arbeit. Er vermisst uns sehr und hofft uns bald wiederzusehen. In den letzten neun Monaten haben wir sehr Unterschiedliches erlebt. Wir sind verschiedene Wege gegangen. Ich weiß nicht, wo uns das hinführt.

In der Ukraine hatten wir viele gute Freunde und ich hatte einen tollen Job. Hier ist es natürlich ganz anders. Der Krieg hat alle unsere Pläne zunichtegemacht und ich weiß noch nicht, wie die Zukunft aussehen könnte. Aber ich versuche, hier Fuß zu fassen. Nach meinem Deutschkurs werde ich als Friseurin arbeiten. Ich kann mir eine Zukunft hier vorstellen.

Anonym

geb. 1990

Ausbildung: Sportstudium

Beruf: Fitness-Trainer

aus Odesa im März 2022

nach Deutschland gekommen

„Ich möchte nichts mit Krieg zu tun haben“

Sport ist mein Leben

Als der Krieg begann, waren die Corona-Maßnahmen gerade erst beendet worden. Wir dachten, jetzt wird alles gut. Ich bin Fitness-Trainer und konnte während der Pandemie wenig arbeiten. Einige Kunden trainierte ich im Freien. Das war alles. Die Bedingungen waren in der Ukraine anders als in Deutschland. Ich bekam keine wirtschaftliche Unterstützung.

Sport ist mein Leben. Schon als kleiner Junge habe ich mit meinem Vater jeden Tag Fitness-Übungen gemacht. Mit fünf Jahren begann ich mit Karate. Es gibt kaum einen Sport, den ich in den folgenden Jahren nicht ausprobiert habe: Schwimmen, Basketball, Jeet Kune Do, Akrobatik, Parcours, Kendo, Thaiboxen, Powerlifting. Während meine Kumpels mit Trinken und Rauchen anfangen, habe ich hart trainiert. Im Thaiboxen wurde ich Ukrainischer Meister und auch im Powerlifting. Wenn ich die Spitze erreicht hatte, wurde der Sport langweilig für mich. Im Grunde hätte ich gleich nach der Schule Sport studieren müssen. Aber ich wusste gar nicht, dass es so etwas gibt. Mit siebzehn weiß man nicht, was man will. Ich begann ein Studium an der Polytechnischen Universität. Nach einem Jahr habe ich es abgebrochen und im Betrieb meines Vaters gearbeitet. Wieder ein Jahr später fing ich an, Sportwissenschaft zu studieren: Anatomie, Physiologie, Pädagogik, Medizin. Wenn mir etwas gefällt, dann mache ich es mit Leidenschaft. Ich war in allen Fächern an der Spitze und bekam nach einem Jahr ein Stipendium. Im dritten Studienjahr fing ich an, am Wochenende in einem Fitnessstudio zu arbeiten. Nach dem Studium habe ich dort zwölf Jahre gearbeitet.

Alles, was man liebt, zurückzulassen

In der Nacht zum 24. Februar 2022 habe ich tief geschlafen. Am Morgen hörte ich mein Handy klingeln. Es war meine Freundin, die mit ihren zwei Kindern in der Nähe wohnte. Sie sagte, es sei Krieg. Sie war

unterwegs, um Geld zu besorgen, um Lebensmittel für die Kinder einzukaufen. Als ich auflegte, sah ich auf dem Display, dass meine Eltern vielleicht zehnmal angerufen hatten. Kurze Zeit später rief ein Kunde bei mir an. Er wollte trainieren. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Was macht man, wenn Krieg ist? Wir sind dann in den Stadtpark gegangen. Entfernt hörten wir: bumm – bumm – bumm.

Wir beratschlagten uns mit Freunden und am Abend beschlossen wir, ein paar Sachen zu packen und zu meinen Eltern zu fahren: meine Freundin und ich, ihre beiden Kinder, ein Freund mit einem kleinen Hund und ein anderer Freund mit seiner Frau, seinem Hund und drei Kindern. Meine Eltern wohnen ein paar Kilometer von Odesa entfernt auf dem Land in einem großen Haus. In den Nachrichten sahen wir Bilder von zerstörten Häusern in Kyjiw. Meine Ex-Frau lebte dort mit meiner Tochter. Es war wirklich gefährlich! Ich wollte, dass sie Kyjiw verlassen oder ich meine Tochter holen kann. Doch meine Ex-Frau wollte auf ihre ältere Tochter warten, die zu dieser Zeit in Donezk war. Sie waren in einer U-Bahn-Station. Das war ein enormer Stress. Ich hatte große Angst.

Die Kinder gingen nicht mehr in die Schule und in großer Runde saßen wir bei meinen Eltern am Tisch und überlegten, was wir tun können. Unser Freund meinte, dass jeder das Land verlassen müsse. Russland brauche die Gegend um Odesa und würde alles hier zerstören. Es hieß, die Russen würden mit Militärschiffen übers Meer kommen. Sollten wir wirklich fliehen? Wenn man so eine Entscheidung nicht treffen muss, kann man sich nicht vorstellen, was das heißt: Alles, was man liebt, zurückzulassen. Deine Erfahrungen, deine Kindheit, den Respekt, den du genießt, dein Wissen. Da gehen so banale Dinge verloren, zu wissen, wo man den richtigen Arzt findet und wo man etwas kaufen kann. Die Wertsachen, die man besitzt, sind nicht so wichtig. Es war die schwerste Entscheidung meines Lebens.

Alle sagten, der Krieg würde nur ein oder zwei Wochen dauern, doch meine Freundin und ich recherchierten im Internet. Kriege dauern. Würden unsere Kinder hier eine Zukunft haben? Würde unser zwölfjähriger Sohn in ein paar Jahren als Soldat kämpfen müssen? Zwei Wochen vergingen und im Haus war die Situation zwischen den Generationen

angespannt. Wir waren so viele Personen. Meine Eltern versuchten, uns zu beruhigen: „Ihr könnt bleiben, alles wird gut.“

„Wir müssen gehen.“

Ich erinnere mich noch sehr gut an den Moment, als wir beschlossen, zu fliehen. Meine Freundin kochte gerade.

„Wir müssen gehen“, sagte ich.

„Ja, ich weiß. Wir müssen gehen.“

Wir wussten, wenn der Krieg da ist, wird es schwierig, zu fliehen. Ein Freund aus Moldawien wollte uns helfen. Er sagte uns am Telefon, wie wir über die ukrainische Grenze nach Moldawien kommen. Meine Freundin würde das Auto nehmen und ich musste im Dunkeln zu Fuß über die Grenze gehen. Wir packten vier Rucksäcke mit Ausweispapieren, Süßigkeiten, warmen Sachen, Wasser und Schlafsäcken und fuhren Richtung Moldawien.

Wir kamen tagsüber an die Grenze und beobachteten das Geschehen von Weitem. Es gab Militärpersonen, die in die Warteschlange eingriffen, was wir verdächtig fanden. Wir riefen meinen Bekannten in Moldawien an und er sagte, wir sollten wegbleiben. Ein Freund von ihm hatte seinen Ausweis abgenommen bekommen. Also fuhren wir ins nächste Dorf. Dort suchten wir eine Tankstelle, nirgends gab es Benzin. Bei minus sechs Grad haben wir in dieser Nacht im Auto geschlafen. Am nächsten Morgen sind wir wieder zur Grenze gefahren. Es war kalt, wir hatten kein Essen mehr, es gab keine Toilette und kein Benzin.

Wir warteten auf die Dunkelheit. Dann brachte mich meine Freundin zu einem Feldrand, ich stieg aus dem Auto und lief über die Grenze nach Moldawien. Unser Plan: Wer als Erstes an einem verabredeten Punkt in Moldawien war, würde dort auf den anderen warten. Bei Minusgraden wartete ich sieben Stunden in einer Grube. Alle zehn Minuten machte ich Sport und jedes Mal, wenn ich Autoscheinwerfer aus der Dunkelheit kommen sah, schaute ich, ob es meine Freundin mit den Kindern war.

Sie wartete in der Zwischenzeit an der Grenze mit wenig Benzin und niedrigem Handy-Akku. Als sie endlich die Grenze passieren konnte

und über die Landstraße fuhr, sah sie mich nicht, aber ich sah sie. Ich war glücklich, warf meinen Rucksack beiseite und bin gerannt, so schnell ich konnte. Als ich das Auto erreichte und sie anhielt, hörte ich hinter mir das Laden einer Schusswaffe.

Ich kann niemanden töten!

Aus dem Nichts standen Grenzsoldaten vor mir. Meine Freundin bat auf Knien, mich nicht mitzunehmen. Aber ihre Antwort lautete: „Gesetz ist Gesetz.“ Dieses eine Mal hatte auch Korruption keine Chance. Die Grenzsoldaten riefen ihren Vorgesetzten an. Ein Auto kam und nahm mich mit in ein Militärgefängnis. Meine Freundin fuhr mit unserem Auto wieder über die Grenze zurück. In dem Militärgefängnis waren viele Leute, es war sehr schmutzig, kalt und gefährlich. Es hieß, die Russen bombardierten Militäreinrichtungen und ich war hier eingesperrt! Ich wartete auf den nächsten Morgen und hatte Angst, was passieren würde. Noch heute zittere ich innerlich, wenn ich das erzähle.

Letztlich kam ein Militär und sagte mir, dass ich wahrscheinlich eine Strafe zahlen müsse und dann zurück zu meiner Familie könne. Ich musste aber erst vor ein Gericht. Das Militärgericht entschied anders. Auf der Militärbasis, zu der ich kam, versuchten sie, mich zu beruhigen. Sie erklärten mir, dass sie mich brauchten, dass ich ein Maschinengewehr bekäme und auf die Militärbasis aufpassen würde. Ich konterte: „Ich kann das nicht machen. Ich habe eine Familie und drei Kinder. Ich kann niemanden töten!“ Doch sie duldeten keinen Widerspruch.

Während ich an dem Schreibtisch des Militärs saß, kam ein Kollege rein und mein Offizier und er gingen hinaus, um etwas zu klären. Auf dem Schreibtisch lag mein Ausweis. Ich nahm ihn und ging langsam nach draußen. Vor dem Gebäude stand ein Sicherheitsmann und wollte mich aufhalten. Ich erklärte ihm, dass ich Papiere aus dem Auto holen solle, und er ließ mich passieren. Ich rief meine Freundin an und sagte ihr, dass sie schnell kommen müsse. Da sah ich unser Auto, rannte und stieg schnell auf den Fahrersitz und wir fuhren los. Nur raus aus dieser Stadt!

Noch immer träume ich vom Krieg

Dann rief der Freund aus Moldawien an und sagte, er wisse einen anderen Grenzübergang, an dem ich legal hinüberkönnne. Es war ein kleiner Übergang, der für Asylsuchende bereitgestellt war. Wir fuhren dorthin. Diesmal stand ich in einer langen Reihe von wartenden Männern. Wir wussten nicht so recht, wie das funktionierte. Es war die Nacht zum 8. März 2022. Als wir das Büro betraten, um alle Dokumente auszufüllen, demütigte uns eine Horde ukrainischer Männer. Aber sie hatten offensichtlich keine Handhabe.

Fünf Stunden später saßen wir um vier Uhr morgens alle zusammen im Auto in Moldawien. Meine Freundin und mich hat diese Erfahrung sehr zusammengeschweißt. Es war schrecklicher Stress verbunden mit sehr viel Angst. Noch immer träume ich vom Krieg.

Odesa hat sich verändert

Mit dem Auto fuhren wir dann von einem Ort zum anderen und sind auf viele hilfsbereite Menschen gestoßen. Wir übernachteten in Moldawien, Rumänien, Ungarn und Österreich und haben uns an jedem Ort gefragt, ob wir bleiben sollen. In Odesa hatte ich in der Schule schon früh Deutschunterricht. Wir spielten mit dem Gedanken, nach München zu gehen. Doch dann sahen wir auf Instagram das Angebot eines Mannes in Norddeutschland, der in der Nähe von Lübeck Ukrainern half, eine Wohnung und Arbeit zu finden. Wir fuhren also gen Norden und kamen nach Berlin, in das wir uns sofort verliebten. Doch im Hilfezentrum am Hauptbahnhof sagten sie uns, dass es in Berlin keinen Platz für uns gäbe. Also fuhren wir weiter nach Norddeutschland. Hier gab es viele ukrainische Flüchtlinge. Aber wir merkten bald, weit weg von jeder Großstadt würde es schwierig sein, in unseren Berufen als Fitness-Trainer und Floristin Arbeit zu bekommen. Wir suchten im Internet nach anderen Unterkunftsmöglichkeiten und mit dem Angebot einer Frau für eine Datsche kamen wir nach Brandenburg.

Unsere Flucht hat unsere Familie in Odesa sehr mitgenommen. Seitdem wir weggingen, hat sich in Odesa viel verändert. Der Hafen und der Strand sind geschlossen. Die Elektrizität funktioniert nicht immer. Es gibt keine warmen Wohnungen und oft kein Licht. Keiner hat normale Arbeit, Tag und Nacht heulen die Sirenen.

Angst, dass der Krieg auch hierherkommt

Wir telefonieren viel nach Hause und sind nicht glücklich, dass unsere Familie in solcher Gefahr ist. Aber sie können sich nicht vorstellen, Odesa zu verlassen. Ich habe das Gefühl, der Mensch gewöhnt sich an alles. Auch an das Schlechte.

Ich habe Angst, dass der Krieg auch hierherkommt. Manchmal schaue ich mir die Nachrichten aus Russland an und sehe, dass sie sich gegen die ganze Welt stellen. Sie sagen furchtbare Dinge, nicht nur über die Ukraine, sondern auch gegen Frankreich und Deutschland. Ich möchte nicht weiter fliehen müssen. Wir lieben Berlin und möchten hierbleiben. Berlin ist wie Odesa, nur größer. Es ist unser Traum: arbeiten und leben in Berlin.

